



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

I.

## A u s W i e n.

Spanische Offiziere. — Das Frankfurter Conversationsblatt, der „ewige Jude“ und die Jesuiten in Oesterreich. — Die Liguorianer. — Der Domprediger Dr. Weith. — Der Hofprediger Sedlaczek. — Dr. Eist und Baron Kübeck.

Es befinden sich gegenwärtig drei spanische Generalstabsoffiziere hier, welche im Auftrage ihrer Regierung Oesterreich bereisen, um die militärischen Einrichtungen des Landes kennen zu lernen. Es sind kleine dunkelgebräunte Männer von stolzer Haltung, mit Feueraugen, aber, nach deutschen Armeebegriffen, von sehr lückenhafter Ausbildung. Sie wenden ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der von dem hiesigen militärisch organisirten topographischen Institut betriebenen Kartenerzeugung und der Artilleriewissenschaft zu, worin Oesterreich noch immer eines besondern Ansehens im Auslande genießt. Keiner von ihnen spricht Deutsch.

Die von hier ausgegangenen mißfälligen Aeußerungen über die Tendenz des Frankfurter Conversationsblattes, das den „Ewigen Juden“ von Sue mittheilte und hier allenthalben verbreitet ist, haben den Eigenthümer dieses Journals bewogen, mit dem Jahre 1845 die Redaction dem Dr. Schuster zu entziehen und dem Hofrath Berly, der bereits den politischen Theil, die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung besorgt, zu übertragen. Somit darf man auch darauf gefaßt sein, schon in der nächsten Zeit den „Ewigen Juden“ in dem genannten Journal zur ewigen Ruhe gebracht zu sehen, was der deutschen Literaturbildung eben keinen bedeutenden Abbruch thun wird, aber sicher im großen Publicum eine üble Sensation erregt. Dieses große Publicum ist schon mit den Verzögerungen sehr unzufrieden, welche die Nummern des Conversationsblattes durch die in der jüngsten Zeit angeordnete Nachensur erleiden, und murtet jedesmal, so oft der ewige

Jude ausbleibt, wie das israelitische Volk in der Wüste, gegen den Jehova der Censur, der allerdings etwas saumselig ist. Die Ursache dieses ungewöhnlichen Verfahrens gegen ein in den österreichischen Staaten erlaubtes Blatt muß in den durch die im Sue'schen Roman enthaltenen Episoden über die Jesuiten neuerweckten Bemühungen einer gewissen Partei unserer Priesterschaft gesucht werden, welche täglich an Einfluß gewinnt und in den höchsten Sphären ihre Stimme laut werden läßt. So hielt man auch vor einigen Wochen eine Nummer der Illustrierten Zeitung lange Zeit zurück, indem sich in derselben eine Schilderung des Schützenfestes in Basel und der Abdruck der wichtigsten bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden befanden, welche in ähnlicher Weise Anstoß erregten. Namentlich soll die Anspielung, daß die Jesuiten sich durch Verführungskünste das Vertrauen des schönen Geschlechts und mittelst desselben die Herrschaft über die Männer zu verschaffen wissen, gar übel vermerkt worden sein. Nach langen Berathungen fand man indeß für gut, die incriminirte Nummer frei zu geben, und die Zurückhaltung hatte bloß dazu gedient, selbst den flüchtigsten Zeitungsleser auf den Inhalt des Blattes gespannt zu machen.

Die erwähnte Partei entfaltet überhaupt insgeheim eine für jeden Freund des Lichtes höchst unheimliche Thätigkeit, und wir verdanken es lediglich der Festigkeit und Weisheit einiger Staatsmänner, wenn die Erfolge derselben nicht allzu häufig sichtbar werden. Sie werden gewiß davon gehört haben, wie man den ohne Widerrede höchst geistvollen und originellen Domprediger, Dr. Weith, durch Machinationen mancherlei Art zu einem sogenannten freiwilligen Rücktritt von seinem Posten gezwungen hat. Der Orden der Liguorianer, dem er nach seinem Uebertritt zum Christenthum längere Zeit angehört, konnte ihm den Austritt aus demselben niemals vergeffen, und so mußten denn einzelne Stellen aus den von ihm herausgegebenen „humoristischen Erzählungen“ dazu dienen, den achtbaren, echt katholischen Mann an geeigneten Orte zu verdächtigen. Der zeitliche Hofprediger Sedlaczek, gleichfalls ein geistreicher Kanzelredner, wenn auch in einem anderen Genre, mußte nicht minder diesem Bestreben, Boden zu gewinnen, weichen; nur war hier die Form eine mildere, wie es die Umstände geboten. Hofprediger Sedlaczek, der sich unter gewissen Kreisen eine an's Abgöttische streifende Verehrung errungen, wurde vor einigen Tagen vom Wahlcapitel des Klosters Neuburg bei Wien (einer sehr reichen Abtei mit mehr als hundert ihr unterthänigen Dorfschaften und Grundbesitzungen in Wien selbst) zum Prälaten erwählt. Damit ist der wichtige Posten eines Predigers bei Hofe erledigt, der nun zweckmäßig besetzt werden kann, wozu, wie man vernimmt, der bisherige Universitätsprediger ausersuchen sein soll. Es läßt sich kaum annehmen, daß ein so aufgeklärter und thätiger Priester,

dessen Beruf die Kanzel ist, sich nach der Würde einer Prälatur gesehnt haben soll, welche einen minder strebsamen Geist beglücken kann, der sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnt und nach der Wichtigkeit eines Gutsherrn. Wie groß die Verehrung gewesen, deren Sedlaczek hier genoß, sah man, als er unlängst seine Abschiedspredigt in der Hofkapelle hielt; um sechs Uhr Morgens waren bereits die Stühle besetzt und um sieben Uhr die Kirche dergestalt mit Menschen überfüllt, daß die Thüren geschlossen werden mußten. Bei seiner Abfahrt drängten sich die Leute, die nichts weniger als den unteren Volksclassen angehörten, um den Gefeierten, berührten den Saum seines Kleides, baten um seinen Segen, und ich sah Viele, welche in Thränen und lautes Schluchzen ausbrachen, sowohl Herren als Damen. Sedlaczek ist von Geburt ein Mähre, besitzt eine schöne Gestalt, herrliches Organ und die ausdrucksvollsten Gesichtszüge, kurz er ist ein Mann, wie ihn der Dichter zeichnen muß, wenn er einen katholischen Priester darstellen will, dessen Zunge hinreißt und die Menschenherzen elektrisirt, der den Geist fesselt und den Sinnen imponirt.

Eine interessante Erscheinung war der berühmte Nationalökonom, Dr. List, der hier von höchstgestellten Männern sehr ausgezeichnet wurde. List hat vor Kurzem in der Allgemeinen Zeitung die Aufgabe in Abrede gestellt, er sei von einem berühmten Staatsmanne Oesterreichs oftmals zu Rathe gezogen worden, was seiner Bescheidenheit und seinem Takt allerdings zur Ehre gereicht; nichts desto weniger bleibt es unbestritten, daß Dr. List directe Mittheilungen aus dem Bureau des Hofkammerpräsidiums erhält, was wir auch ganz in der Ordnung finden. In England, Frankreich und Belgien würde man einen so ausgezeichneten Mann noch weit mehr benützen, als dies leider in Deutschland der Fall ist, wo der letzte Schreiber sich dem ersten Genie gegenüber in die Brust wirft, wenn dieses Genie kein Anstellungsdecret mit mindestens dreihundert Gulden Gehalt in der Tasche trägt. Dr. List hat mehrere vertraute Besprechungen mit Baron Kübeck gepflogen und geht nach Ungarn, um, wie man versichert, die Auswanderungsverhältnisse zu prüfen und Verbindungen mit begüterten Magnaten und einflußreichen Deputirten anzuknüpfen.

## II.

### Aus P r e ß b u r g.

Der Reichstag. — Die Besteuerung des Abels beschloffen. — Szechenyi und Blücher. — Graf Andrássy und Tengoborski. — Urtheil in der Exceßsache. — Deihardstein's „Modestus“ und die Preßburger Theaterdirection.

In wenigen Tagen wird der Reichstag vom Könige in Person geschlossen werden. (Die Ungarn nennen den Landesherren, so oft sie von ihren Angelegenheiten sprechen, immer mit ein wenig Coquetterie den

„König“.) Dicht vor dem Thorschluß hat man sich endlich beeilt, einige der wichtigsten Fragen zu erledigen. So war der vorige Montag einer der heißesten Tage. Die obere Tafel verhandelte die Steuer-  
verwilligung, und nach mehr als sechsstündigen Debatten, wobei, wie noch nie, alle Sitze gefüllt waren, sprach der Palatin den Beschluß aus, daß der Adel eine Subsidie zahlen solle. Donnernder Beifall begleitete den greisen Prinzen. Es ist vielleicht der wichtigste Beschluß dieses ganzen Reichstags, da bekanntlich von der Besteuerung des Adels die ganze Zukunft Ungarns abhängt. — Graf Szechényi hat wie ein Löwe gegen die Stabileren gekämpft. Er erschien en grand gala, und als die Reihe ihn traf, begann er: Vielleicht fällt es auf, daß ich so gekleidet erscheine. Allein man erlaube mir eine kleine Rück-  
erinnerung als Excuse. Am Tage einer Schlacht (Graf Szechényi war sechzehn Jahre Rittmeister) kam ich als Ordonnanz zum General Blücher gesprengt. Ich traf ihn vor dem Spiegel, sorglos und sorgfältig die Haare kämmend. Auf mein Bestimmen sagte er: Siegen oder unterliegen, der Tag ist zu wichtig, man muß ihn in Gala begrüßen und schließen. — So auch ich heute. Fallen oder siegen, dieser Tag ist der wichtigste für die Zukunft Ungarns, ich muß ihn als einen Festtag begehen. — Fünffmal sprach Szechényi und erntete stets stürmisches Lebehoch.

Zur Beleuchtung des Streites zwischen Wiesner und Tenggoborski ist die Stelle einer Rede interessant, welche der Graf Andráffy an der Magnatentafel hielt: „Ich habe es dem Herrn Tenggoborski gesagt, daß die Herren in Wien ihn dupiren, daß alle Daten in Bezug auf Ungarn falsch sind, er hat es nicht glauben wollen.“ — Heute wurde von der königlichen Tafel das Urtheil über jene jungen Leute gefällt, die sich auf dem Belustigungsorte „Eisenbründel“ einen Erzeß zu Schulden kommen ließen. Alle — sieben an der Zahl — wurden zur Erstattung des Schadens, der Hauptanführer, von Bosanyi, zu einem Jahre, die anderen zu sechs und drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Das Straferkenntniß ist zu hart, allein man wollte zeigen, daß auch die Landtagsjugend die Schwere des Gesetzes trifft, um abzuschrecken. Leider wird dadurch auch die Erbitterung gesteigert, und bei dem bevorstehenden Schlusse des Reichstags dürften eben hierdurch manche Reibungen mit den Bürgern auftauchen. Das Erkenntniß ist nämlich auf Gefängniß in Eisen (Ketten), verschärft durch zweimal wöchentliche Fasten und Strafarbeit. (NB. Die Strafarbeit für Edelleute besteht in gezwungenem Schreiben.)

Zur Charakteristik deutscher Autoren-Verhältnisse möge hier folgende Thatsache Platz finden. Deinhardstein's „Modestus“ wurde vor einigen Monaten auch der hiesigen Bühne unter sehr mäßigen Honorarbedingungen zugeschiedt. Unsere Direction (Herr G. W. Megerle) weist das Manuscript unter dem Vorwande, es nicht gehörig besessen

zu können, zurück. Vor vier Tagen kommt jedoch hier ein neues Stück zur Aufführung, welches den Titel führt: Gewohnheiten und Rücksichten, oder die beiden Supplicanten, Lustspiel in vier Aufzügen von Heinrich Schmidt. — Die hiesige „Pannonia“ schreibt in ihrer Weise eine scharfe Kritik; das Blatt kommt nach Wien, und Deinhardstein erkennt aus der Inhaltsanzeige seinen Modestus in abscheulicher Verballhornung. Die Namen hatte man zum Theil verändert, andere jedoch (wie den des jungen Hellborn), ohne sich zu geniren, beibehalten. Und dieser ganze Streich, um einige Gulden Honorar zu ersparen. Man ist neugierig, ob Herr Deinhardstein die Sache fallen lassen, oder sie gerichtlich verfolgen wird. Um des Principis, um des Beispiels willen, sollte er Letzteres thun.

— m. —

### III.

#### Aus Berlin.

Das Obergericht und Karl Beck's Gedichte. — Böck und die Ausschweifungen der Philosophie. — Die Bauer'sche Literaturzeitung. — Die Brüder Schomburgk. — Kellstab. — Die Hoppéfrage oder wie zwei Hölle um einen Schauspieler processiren. — Joel Jacoby.

Seit langer Zeit hat kein Erkenntniß des Obergerichts so viel von sich reden gemacht, als dasjenige, welches unsere Blätter vor einigen Tagen in Bezug auf die hier gedruckten Gedichte von Karl Beck publicirt haben. Erst durch dieses Erkenntniß nämlich ist festgestellt worden, daß die den Schriften über zwanzig Bogen bewilligte Censurfreiheit nicht etwas rein Illusorisches, ja sogar eine gefährliche Versuchung sei, indem, falls nicht der Autor oder der Verleger selbst die Strenge des Censors übe, hinterdrein wegen irgend einer kleinen Freiheit, die sich der Erstere genommen, das ganze Buch confiscirt werde. Durch jenes Erkenntniß vom 29. Octbr. hat nun das Obergericht erklärt, daß es ein Widerspruch in sich selbst sein würde, wenn Schriften über zwanzig Bogen zwar von der Censur befreit wären, wegen jedes Verstoßes gegen die Censurgesetze aber der Gefahr ausgesetzt blieben, unterdrückt und vernichtet zu werden. Zwei Gedichte sind freilich gleichwohl in der Sammlung unterdrückt und der Vernichtung überliefert worden, doch soll Fiscus wenigstens die Kosten für die ihm verschaffte kleine Genugthuung tragen und zwar weil das eine Gedicht früher schon unter sächsischer und das andere unter preussischer Censur gedruckt worden. Hiernach ist also auch anerkannt, daß die deutschen Regierungen solidarisch für die Irrthümer, die sich ihre respectiven Censoren zu Schulden kommen lassen, verantwortlich sind, was, wenn es consequent und auch bei Irrthümern im entgegengesetzten Sinne durchgeführt würde, zu manchen seltsamen

Conflicten führen müßte, obwohl es ganz billig wäre, wenn der Schaden, den die deutsche Censur durchschnittlich anrichtet, irgendwo immer wieder gut gemacht würde.

Böckh's letzte Festrede in der Akademie der Wissenschaften, einen zeitgemäßen Gegenstand, nämlich das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben, behandelnd, ist jetzt im Buchhandel (Berlin, Veit u. Comp.) erschienen. Daß sich der freisinnige Verfasser nicht auf die Seite derjenigen stellen werde, die der wissenschaftlichen Theorie jede Einwirkung auf den praktischen Staat versagen möchten, läßt sich leicht denken, obwohl er beiden Seiten auch ihre selbständige Berechtigung vindicirt. „Man hat in unsern Tagen“, sagt er unter Andern, „die Philosophie oft heruntergesetzt und das Geschichtliche, mit Ausnahme der vielfach angefochtenen classischen Philologie, in gleichem Maße erhoben; ich will die Gründe dieses Urtheils bei Seite lassen; sieht man auf das Wesen der Sache, nicht auf die Ausschweifungen der Philosophen einerseits in's Phantastische, andererseits in's Zügellose, so wird man, was Aristoteles von der Poesie sagt: sie sei mehr werth als die Geschichte, weil sie das Allgemeine und folglich das Allgemeingiltige enthalte, mit demselben Rechte der Philosophie zusprechen müssen. Daß diese Zweige des Erkennens, obgleich nicht mit jedem ihrer mannichfachen Glieder, eine bedeutende, zu großem Theile allerdings nur mittelbare Einwirkung auf das Leben äußern, davon legt außer Andern schon der Umstand ein Zeugniß ab, daß Diejenigen, welche mit Kraft und Folgerichtigkeit das Leben in engeren Fesseln gebunden halten wollen, die freie Entwicklung und Durchbildung derselben zu hemmen und abzuwehren für angemessen halten.“ — Und an einer andern Stelle sagt er: „Nur durch den Geist kann sich das menschliche Geschlecht vorwärts bewegen; die Thätigkeit des Geistes ist aber das Wissen. Freilich muß dieser Geist ein heiliger sein, aber die Heiligung liegt nicht in dem starren Dogma, sondern auch das religiöse Bewußtsein muß sich fortwährend reinigen und verklären, sonst würde aller Fortschritt verneint, bis eine neue Offenbarung erschienen.“

Wie wenig übrigens Deutschland gegen die Ausschweifungen der Philosophie durch amtliches Einschreiten geschützt zu werden brauchte und wie bald die sogenannte zügellose Richtung der Kritik sich selbst richten würde, ist neuerdings daraus zu ersehen, daß die im Herbst des vorigen Jahres begründete „Charlottenburger Literaturzeitung“ — wie man die von den Brüdern Bruno und Edgar Bauer herausgegebene, bei Egbert Bauer in Charlottenburg erscheinende Monatschrift nannte, noch in diesem Jahre das Zeitliche gesegnet hat, und zwar lediglich aus Mangel an Abonnenten. Und so würde es auch den Ruge'schen Jahrbüchern ergangen sein, wenn diese Zeitschrift den Schul-ton, den sie in der letzten Zeit angestimmt, beibehalten, und die

deutsche Polizei ihnen nicht den Dienst erwiesen hätte, aus einem ungelesenen Blatt ein unterdrücktes zu machen. Die Charlottenburger Literaturzeitung wird eben so, wie der zu Anfang dieses Jahres erschienene Briefwechsel von Bruno und Edgar Bauer aus dem Jahre 1840 ein merkwürdiges Beispiel bleiben, wie weit es die schriftstellerische Eitelkeit in der Ueberschätzung der eigenen Wichtigkeit und des eigenen Talentes treiben kann.

Im Gegensatz zu diesem findet jetzt hier ein anderes Brüderpaar, allerdings echt wissenschaftlichen Schlags, vielfache Anerkennung; es sind dies die Brüder Robert und Richard Schomburgk, die vor Kurzem von Guiana nach Europa zurückgekehrt sind, und von denen der Erstere diese Reise bereits mehrere Male mit dem größten Erfolg gemacht, so daß er jetzt den Rang eines Obersten in der britischen Colonialmiliz bekleidet und von der englischen Regierung mit der Leitung der Grenzregulirungen zwischen Britisch-Guiana und Brasilien beauftragt war. Es ist bekannt, daß Herr Robert Schomburgk in früherer Zeit Handlungsdiener in Leipzig war, und daß er lediglich durch die Energie seines Geistes, so wie durch einen außerordentlichen Eifer in seinen Studien es dahin gebracht, daß ihn selbst Männer, wie Alexander von Humboldt und Karl Ritter als eine der ersten Autoritäten unter den neuen Reisenden anerkennen. Auf seiner letzten Reise an das Ufer des Essequibo und Corentin hat ihn sein Bruder Richard im Auftrag und auf Kosten der preussischen Regierung — beide sind im preussischen Herzogthum Sachsen geboren, wo ihr Vater noch als evangelischer Pfarrer lebt — als Naturforscher begleitet. Gegenwärtig sind hier nun im Locale der geographischen Gesellschaft die reichen ethnographischen Sammlungen aufgestellt, welche beide Brüder von ihrer letzten Reise mitgebracht, wie denn auch unsere botanischen und zoologischen Gärten mehrfache Bereicherungen durch sie erhalten haben.

Wenn Sie nächstens hören, daß Herr Ludwig Mellstab den rothen Adlerorden vierter Classe erhalten, oder daß er Commissions- oder Commerzienrath geworden, so wundern Sie sich nicht darüber, denn dieser Schriftsteller hat sich jetzt ganz auf die ökonomische Seite geworfen, indem er bei nicht weniger als sechs Eisenbahnen als Mitglied der Direction oder des Verwaltungsraths fungirt und seine Zeit zwischen Eisenbahnconferenzen und Eisenbahnfahrten theilt. Die Leser der Vossischen Zeitung kommen dabei am meisten zu kurz, wenn auch die Nachrichten dieses Blattes über Alles, was unsere Eisenbahnen und deren Actien betrifft, als halbofficiell betrachtet werden. Dazwischen werden wir doch nächstens wieder ein Erzeugniß aus der Feder des Herrn Mellstab auf der Bühne sehen; er hat nämlich nach einem Entwurfe von Tieck und — wie es heißt — Alexander von Humboldt die Textworte zu der Oper: „Das schlesische Feldlager“ geschrieben, die Herr Meyerbeer in Musik gesetzt hat, und die am 7. De-

cember bei der Eröffnung des neuen Opernhauses gegeben werden wird.

Das Engagement des Herrn Hoppe für die hiesige Hofbühne hat dem letzteren, dessen Contract in Braunschweig noch nicht abgelaufen war, einen Prozeß zugezogen, der ihm, allem Anscheine nach, theuer zu stehen kommen wird, da die Braunschweiger Hofbühne, die ihren Rechtsanwalt hierher gesandt, Nichts unversucht lassen will, um zu ihrem Rechte zu gelangen. Es ist in der That zu verwundern, daß eine Bühne, wie die königliche, es nicht verschmäht, Künstler zu engagiren, die noch anderweitig gebunden sind. Es wird uns sogar versichert, daß, bevor hier das Engagement abgeschlossen wurde, eine Protestation dagegen von Seite der Braunschweiger Hofbühne eingegangen war, die hiesige jedoch keine Notiz davon nahm, weil sie glaubte, Herr Hoppe würde ebenso in Braunschweig, wie kürzlich Herr Hendrichs in Hamburg, durch Zahlung einer Strafsomme sich völlig frei machen können, was jedoch keineswegs rechtlich begründet ist, indem die betreffende Bestimmung zwar dem anderseitigen Contrahenten einen Anspruch auf baare Entschädigung gewährt, den diesseitigen jedoch keineswegs von seinen sonstigen Verpflichtungen entbindet. — Herr Joel Jacoby ist seiner Haft wieder entlassen, und die bekannten Correspondenzartikel der Deutschen Allgemeinen Zeitung werden nun wohl wieder aufgenommen werden.

J u s t u s .

#### IV.

#### A u s H a m b u r g .

Schwindel. — Neue Aufführungen von Guklow's Pugatschew. — Die Hamburger Kritik; Guklow's Feinde und Freunde.

Gibt es in Hamburg auch keinen patriotischen Schwindel mehr, wie die Feier oder vielmehr Nichtfeier des 18. October gezeigt hat, so ist Schwindel überhaupt hier leider überall zu finden, namentlich auf dem Handelsgebiete. Der Kleinhandel, und hier wieder der in Manufacturwaaren, zeichnet sich besonders aus. Schwerlich wird er eine noch gefährlichere Höhe erreichen können, als es jetzt der Fall. Keine Nummer unserer täglich erscheinenden „Nachrichten“ kann man lesen, ohne auf Verkaufsanzeigen zu stoßen, die hinsichtlich der Billigkeit des Ausgebotenen das Erfreulichste darbieten. Ein niedriger Preis jagt förmlich den andern. Die Detailhändler selbst scheinen wie in einem Wettrennen begriffen, bei dem es nur darauf ankommt, das Ziel des Loswerdens ihrer Waaren zu erreichen. Oft bleibt es selbst für die Kaufleute ein Räthsel, wie Gegenstände zu einem Spottpreise verkauft werden können, welcher doch auch den Ausbietenden noch einigen Gewinn abwerfen soll. In den Fabrikstädten selbst würden diese niedern Preise noch immer unbegreiflich bleiben, und nur wenn wir das

meist partienartige Aufkaufen und die durchschnittlich herzlich schlechte Beschaffenheit jener Waaren bedenken, findet sich einigermaßen Erklärung der geringen Verwerthung. Viel und kräftig ist gegen den berühmten bösen Auswuchs in unserm Geschäftsleben geifert worden — wie sich leicht denken läßt, immer vergeblich. Uebrigens ist Hamburg gewiß nicht der einzige Handelsort, wo Sichtung und Säuberung der untern Kreise des geschäftlichen Treibens dringend nöthig wäre. Würde die Reorganisation überhaupt möglich sein, so wäre selbst der hiesige Platz mit seinen weiten Rechten und Freiheiten, mit den geringen Schwierigkeiten, welche (s. meinen letzten Brief) dem Wunsche des sich Ansässigmachens entgegentreten, gewiß der mißlichste Punkt zu einem erfolgreichen Vornehmen jenes Läuterungsversuches. — Ich habe Ihnen den günstigen Erfolg der ersten Aufführung des „Pugatscheff“ gemeldet. Von Herzen wünschte ich hinzuzufügen zu können, daß dieser Erfolg ein dauernder gewesen und über die wenigen, täuschenden Stunden eines Benefizabends hinaus gereicht habe. Leider vermag ich es nicht. Schon die zweite Vorstellung des neuen Gukow'schen Dramas — welches jedenfalls eines bessern Schicksales werth — ließ das Haus kläglich leer, die dritte erfolgte an einem Sonntage, fand ein stärkeres Publicum, blieb jedoch wieder ohne besondere Wirkung. Noch eine vierte Darstellung ließ die Direction aus Rücksicht für den Autor folgen. Die Aufführung war im Ganzen eine sehr gelungene, ja, sie darf, was Maison als Pugatscheff betrifft, der in mancher Beziehung das Ganze hielt, eine vorzügliche genannt werden. Ohne einen solchen Darsteller der Titelrolle würde Pugatscheff überhaupt nirgends ein auch nur kurzes Glück machen können. Der Held, auf dessen Schultern die Hauptwucht des Dramas ruht, ist zu wenig ein wirklich tragischer. Der Zufall macht ihn zum Pseudokaiser, verhängliche Unwahrscheinlichkeiten sind die Hauptstützen der Intrigue, endlich überstürzt sich der Dichter in ihrer Entwirrung — er zerhaut sie, er löst sie nicht. Dies muß namentlich von der Schlussscene des vierten Actes gesagt werden, und daß im fünften Pugatscheff, nachdem man ihn erschossen glaubt, noch einmal vor der Kaiserin Katharina erscheint und dann erst nach Moskau zur Enthauptung geschickt wird, darin fand man allgemein einen überflüssigen und keineswegs wirksamen Theatercoup. Ich ließ hier das eigentliche historische Element des Stückes und seiner Analyse unerwähnt, weil es mich zu weit führen würde, auch die jüngst von H. Marggraf in den Grenzboten ausgesprochenen Ansichten von der Verwendung des geschichtlichen Stoffes gegen den Pugatscheff gewendet werden müßten. Ich spreche lieber schließlich aus, daß, welche Schwächen diese Novität auch in der Prüfung ihrer Motive und ihres wenig psychologischen Entwicklungsganges der strengen Kritik darbieten mag, sie nicht minder durch brillante Einzelschönheiten und verschie-

berne ergreifende Situationen sich unlösbar auszeichnet. Für mich wird „Pugatschew“ stets ein interessantes Stück bleiben, für die Masse wird es, bei guter Darstellung, namentlich in den ersten Acten über all viel theatralischen Effect haben. Vor den Augen der hiesigen Kritik hat „Pugatschew“ wenig Gnade gefunden. Sie sucht theilweise mit Ruhe, mit Gründen und Beweisen, die selbst eine günstigere Ansicht wohl zu wenden im Stande waren. Andererseits machte sich hier, wie bei andern Gelegenheiten, die krittelnbe Gemeinheit und der wüthige, ohne Ueberzeugung das Steiniget! Steiniget! schreiende Partethaß wieder weidlich breit. Er blieb nicht ohne öffentliche Zurechtweisung. Diese wäre aber auch den tactlosen Parteileuten der andern Seite zu wünschen, die eben jetzt gegen einen jungen hiesigen Schriftsteller, der ihnen früher zugehörte, welchen aber diesmal seine Ueberzeugung zu keinem unbedingten Lobe des „Pugatschew“ führte, mit Waffen sehr niederer und verächtlicher Art zu Felde zogen. Guklow hat von seinen exaltirten Freunden und blinden Werkzeugen von jeher mehr Nachtheil als Nutzen erfahren. Denn mit sinnlosen Hörnerstößen verwundet man Den am schmerzlichsten, welchen man schützen wollte.

## V.

### Frauenbilder Georges Sand's,

geschildert von Heinrich Laube.

Wo er Kritiker und Weltmann zugleich sein kann, da ist Laube erst recht poetisch und schöpferisch. Diese charakteristischen Merkmale ziehen sich, klar ausgesprochen, durch eine ganze lange Reihe von Büchern, wo der Stoff ihm gestattet, so zu sein, wie er in seinem eigensten Wesen wirklich ist. — Darum negirt er so viel in seinem „jungen Europa“, schafft aber zugleich eine romantische Welt mitten in unserer Alltäglichkeit und schildert ein höheres Gesellschaftsleben in dieser Romantik. Darum weiß er in „Gräfin Chateaubriant“ die übrig gebliebene Ritterlichkeit, den neuen Machiavellismus und auftauchende Reformationsideen der Renaissancezeit so natürlich zu verbinden; darum durchläuft man an seiner Seite mit Vergnügen die „französischen Lustschlösser“, läßt Prüderie und deutsches Philistertum gerne zu Hause, läßt sich mitten in der Verderbniß die Keime einer großen Zukunft enthüllen und freut sich an den Vouloir-Intriguen und der Fronde-Poesie; darum gefällt der ritterliche Hofmann Monaldeschi; darum ist er der Mann dazu, Georges Sand's Frauencharaktere zu schildern. — Auch diesmal ist in Laube der Poet vorherrschend, denn er begnügt sich nicht mit einer bloßen Schilderung oder monotonen Aufzählung der Charakterzüge; er dichtet noch einmal, verfenkt sich in die tiefsten Gedanken Georges Sand's und bringt die verschiedensten,

räthselhaftesten Frauengestalten noch einmal hervor. Man kann in jedem dieser Charaktere ihre Schicksale lesen und vermißt nicht den Roman. — Diese Schilderungen kommen mir vor, wie gute Miniaturcopien nach großen Fresken. — Sie imponiren nicht wie die Originale, aber kein Zug ist verloren und mit etwas Phantasie kann man sich sie leicht als Altarblätter in gothischen Domen, als Deckengemälde in großen Palästen denken. — Der schönste Vorzug dieses Buches aber ist es, daß Laube überall die Weiblichkeit der lang verkannnten, großen Frau geltend zu machen weiß, daß er überall fein fühlend die zarten Seiten dieses unendlich tiefen Gemüthes herauszukehren und die Gewaltthaten der großen Kämpferin mit Tact zu verhüllen weiß.

Du dreimal weiblich Herz! wie gingst Du muthig  
Der Wahrheit nach in ernster Frömmigkeit,  
Du suchtest sie, im Herzen wund und blutig,  
In der Natur und im Getrieb der Zeit;  
Auf Alpenhöhen, wo die Tannen rauschen,  
Am Meeresstrande, wo nicht Menschenspur,  
Im Eis der Gletscher gingst Du hin, zu lauschen  
Dem Zeitgespräch von Gottheit und Natur;  
Zu allen Weifen gingst Du, Rath zu holen  
Für Deines Herzens unermessnes Weh,  
Und schlichst Dich in der stillen Nacht verstoßen,  
Ein Nikodem zum milden Lamennais.

So spricht Alfred Meißner über Georges Sand, und so ist der Ton, der durch Laube's ganzes Buch geht. Für diejenigen, die Georges Sand kennen und lieben, ist dieses Buch die schönste Erinnerung an Sand; für die, die sie nicht ganz fassen, der beste Commentar, und für die, welche sie gar nicht kennen, der beredteste Apostel, der Einen zwingt, sie kennen zu lernen und an sie zu glauben. Unter den Schilderungen glauben wir als die vorzüglichsten hervorheben zu können: Valentine, Louise, Genevieve, Isseult, die beiden Marquisen, Lavinia, Noun, Indiana, Martha, Consuelo. — Unter den Stichen sind wohl die charakteristischsten: Louise, Alezia (etwas zu theatralisch), La Marquise, La Savinienne, Metella, Lavinia, die zweite Marquise. — Interessante Beigaben sind noch: die Schilderung eines Besuches bei Georges Sand, das mild blickende Porträt dieser heldenmüthigen Frau und viele kleine Zeichnungen und Vignetten zur Erleuchtung des Textes.

v. G.

## VI.

## N o t i z e n.

Russische Noblesse. — Marlinski's Ammalat-Beed. — Kabale und Liebe. — Laube's Struensee. — Ein Gefinnungsattest. — Eine Neuigkeit.

— Ein Zahnarzt aus Berlin war mit der kaiserlich russischen Suite nach Petersburg gegangen, wo seine Dienste eine Zeit lang in Anspruch genommen wurden. Bei der Abschiedsaudienz erhielt er die Weisung, sich vom Haus- und Hofintendanten, einem nationalrussischen Fürsten, eine Gratification von zehntausend Rubeln zu holen. Solche kaiserliche Honorare werden in Juwelen ausgezahlt, doch kann man sie auch in baarem Gelde erhalten, — gegen einen Rabatt, das heißt gegen einen Abzug von sieben ein halb Procent! Der Fürst nahm den Arzt sehr ungnädig auf, raisonnirte im Ton von „la Russie envahie par les Allemands“ über die deutschen Schmaroher, die den Edelmuth des Kaisers mißbrauchten, um ihn auszuplündern u. s. w. und warf ihm zuletzt einen Brillantring hin, der keine tausend Rubel werth war. Der Arzt verstand sich zufällig auf Pretiosen und bemerkte, seine Verhältnisse erlaubten ihm leider nicht, ein „Souvenir“ anzunehmen und er wünschte lieber baares Geld, gegen den üblichen Procentabzug. — Dann könne er gar Nichts kriegen, antwortete der Russe zornig. Der Arzt ging betrübt fort, und Niemand wußte ihm zu rathen. Endlich sagte ihm ein befreundeter Gardeoffizier, er solle versuchen, ob er das Stück habe, bei irgend einer öffentlichen Veranlassung vom Kaiser angerebet zu werden. Wirklich gelang dies dem geprellten Arzt bei einer Militärparade, wo er sich in die erste Reihe der Zuschauer gestellt hatte. Als er auf die Frage, weshalb er noch da sei, die Achsel zuckte und zum Sprechen aufgefordert ward, berichtete er offen den ganzen Vorfall. Es läßt sich denken, daß der Kaiser dem armen Teufel zu seinem Gelde verhalf; doch schien Nikolaus nicht besonders erstaunt oder entrüstet, denn dergleichen Züge russischer Noblesse sollen selbst in der nächsten Umgebung des Kaisers nicht zu den Seltenheiten gehören.

— Marlinski's Erzählungen aus dem Kaukasus sind, so viel wir wissen, bisher nur durch Bruchstücke bekannt geworden, welche die Augsburgische Allgemeine mittheilte. Und doch sind sie, bei dem allgemeinen Interesse, welches der Kampf der freien Bergvölker erweckt, von doppelter Wichtigkeit, da es eine russische Feder ist, welche das heroische Leben und Streiten der Bergsöhne mit Bewunderung ausmalt. Marlinski ist der Schriftstellername jenes unglücklichen Bestuscheff, der, nach Kaiser Alexander's Tod in die bekannte Verschwörung

gegen Nikolaus verflochten, zum Tode verurtheilt und zum Dienst als gemeiner Soldat begnadigt, mehrere Jahre tapfer im Kaukasus focht, bis ihn eine tscherkessische Kugel erlöste. Bestuscheff war bürgerlich todt; mit seinem Familiennamen durfte er öffentlich nie mehr erwähnt werden. Der Soldat und Dichter Marlinski aber wurde bald in Rußland einer der volksthümlichsten und gefeiertsten Namen. Seine Bilder aus dem Kaukasus, welche oft die lebendigste Sympathie für den ursprünglichen Adel und den großartigen Charakter der kaukassischen „Rebellen“ athmen, durften in Rußland gedruckt werden! Eine dieser Erzählungen (Ammalat-Beck. Aus dem Russischen von Philipp Löbenstein. Leipzig, Theodor Thomas. 1845) liegt uns in einer, bis auf wenige Russicisimen, sehr gelungenen Uebertragung vor; und wir bewundern in Marlinski nicht bloß den naturtreuen Zeichner, der uns mit einem Zauberschlag mitten unter den buntpinselnden Stämmen der Kaukasusvölker heimisch macht und die strahlende Schönheit der asiatischen Alpenwelt mitgenießen läßt: wir müssen auch den Poeten anerkennen, der die ganze Gluth und Tiefe asiatischer Leidenschaft mit recht dramatischer Kraft darzustellen wußte. Viele Scenen erinnerten uns an Byrons poetische Erzählungen. Ammalat selbst ist eine jener Naturen, die man in civilisirten Ländern dämonisch zu nennen pflegt, weil man die ganze Entschiedenheit und Naivetät in ihren guten und bösen Richtungen nicht fassen kann. Sein Schicksal bringt ihn in die Gefangenschaft der Russen, wo sich ein Oberst Werchowski seiner väterlich annimmt. Ammalat, der durch Geisteskraft über seine Stammgenossen hinausragt, lernt die Civilisation kennen und ihre Vorzüge ahnen. Innerlich aber bleibt er Asiater, heldenmüthig und kindisch, großmüthig und hinterlistig zugleich, ein Engel in seiner Liebe, ein Teufel in seinem Haß; ein Naturkind, welches die blasse Gemüthlichkeit und das verständige, gutmüthig kühle Wesen seines europäischen Freundes nicht begreift, ja leicht mit Mißtrauen betrachtet. Vom Heimweh gefoltert, durch falsche Gerüchte über Werchowski, die ihm ein fanatischer Tcherkesse, Sultan Achmet Khan, einbläht, und durch seine Liebe zu Achmet's Tochter Seltaneta, die er als Russenfreund meiden muß, zum Wahnsinn gebracht, ermordet er seinen Wohlthäter und flieht in die Berge zurück. Da erst erfährt er, daß man ihn getäuscht. Und während ihn die bitterste Neue verfolgt, wird er auch von seinen Stammgenossen, als ein Freveler am heiligen Gastrecht, verstoßen und bis an seinen frühen Tod wie Kain gemieden. Hoffentlich bringt uns dieselbe Verlagshandlung noch mehrere Marlinskische Erzählungen.

— Sonntag am 10. wurde auf dem Leipziger Theater, zur Vorfeier des hiesigen Schillerfestes, *Kabale und Liebe* gegeben. Bei

solchen Gelegenheiten kann man sich nicht des Gedankens erwehren, was für Riesenschritte seit Schiller die deutsche Theaterfreiheit gemacht hat. Es schreibe heut Einer ein Stück, wo, wie in *Kabale und Liebe*, die Mißthaten einer zeitgenössischen Regierung auf die Bühne gebracht werden. Donner und Doria! Heut zu Tage, wo man *Motiz* von Sachsen in Berlin nicht aufführt, wegen des Popses, und Popf und Schwert nicht in Wien, wegen entfernter Verwandtschaftsmöglichkeit mit den Hohenzollern. Die Directionen, die Kritiker, das Publicum, Alles klagt und lächelt, daß unsere jetzigen Dramatiker keine Schiller sind. Sehr wahr. Aber eben so wahr ist, daß Ihr Alle zusammen auch nicht werth seid, einen Schiller zu besitzen. Euere Ehrfurcht gilt nur der todtten Autorität seines Namens, nicht seinem lebendigen Geist. Wenn ein Genius, wie Schiller, heute ein Stück schriebe, wie *Kabale und Liebe*, so würden preussische Gensdarmen, im Namen der Intelligenz, auf ihn fahnden, die wohlmeinende Opposition aber und das gläubige Publicum würden sagen: der junge Mensch sei allerdings sehr unbesonnen, sehr tactlos und unverschämt gewesen; überdies habe er der guten Sache mehr geschadet als genützt; und die Liberalen thäten daher am Klügsten, sich seiner nicht anzunehmen.

— Laube's „*Struensee*“ ist in Mannheim mit ungewöhnlichem Beifall gegeben worden. Ob das Stück auch in Wien und Berlin gegeben wird, das hängt noch von der nächsten Wendung der orientalischen Frage ab. Wenn nur nicht irgend eine hindernde Verwandtschaft zwischen einem mythischen König von Dänemark und einer alten Markgräfin von Brandenburg herausgefunden wird.

— Eine Production des Herrn Prechtler war von einem Wiener Correspondenten der *Eleganten* scharf getadelt worden. Darauf sendet Herr Prechtler der *Eleganten* eine Erklärung, daß er ein braver Mann u. s. w. sei, und läßt sich die Wahrheit dieser Erklärung noch durch seinen Freund, Herrn Kaltenbrunner, mit dessen eigenhändiger Unterschrift bezeugen. Prechtler hat vielleicht gerade eine Lustspielscene im Kopfe gehabt; er schreibt nämlich sehr viel Texte zu ernstern und komischen Opem.

— Die Deutschen sollten zweimal so lange leben, wie andere Menschen, damit sie gehörig Zeit haben — zu Untersuchungen. Voran sitzt bald sechs Jahre.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.